

Zum Lautwandel

Von PIERO MERIGGI, Pavia

Die ganze Sprachwissenschaft zerfällt in Laut- und Bedeutungslehre, und sofern sie als Geschichte betrieben wird, sind Lautwandel und Bedeutungswandel ihre Gebiete. Es ergibt sich daraus, welcher großen und grundlegenden Teil der Sprachwissenschaft die Frage nach dem Lautwandel ausmacht, der immer noch ganz unaufgeklärt ist. Zwar liegen ein Dutzend Theorien zu seiner Erklärung vor, aber das ist, wie immer, der beste Beweis, daß das Problem ungelöst ist. Denn sonst gäbe es ja nur eine allgemein angenommene. Eine Prüfung zeigt denn auch, daß keine der vorgeschlagenen Lösungen auch nur der einfachsten Kritik standhält. Zwar könnte man sich mit der Erkenntnis trösten, daß die Sprachwissenschaft fast nie auf die Frage nach dem Warum der sprachlichen Erscheinungen, mögen sie synchronischer oder diachronischer Art (oder auch panchronischer Art, wie ich hinzufügen muß) sein, antworten kann. Sie vermag nur in günstigeren Fällen das Wie aufzuzeigen, d.h. die Entwicklung zu erzählen, die zur gegebenen Erscheinung geführt hat. Doch wird man sich nicht so leicht zu dieser resignierenden Haltung bequemen, indem man auf jeden Versuch der Erklärung verzichtet.

Nun habe ich schon 1952 beim Londoner Linguistenkongreß eine Betrachtung geltend gemacht, die zwar keine Lösung des alten Problems darstellt (es wäre reine Anmassung, so etwas zu denken), aber wohl zu einer neuen etwas aussichtsreicheren Problemstellung führen kann. Bei meinen experimentalphonetischen Untersuchungen über die Artikulation der italienischen Konsonanten hatte sich ergeben, daß sie ungeahnt starke Veränderungen je nach ihrer Stellung im Satze erleiden, insofern die normale Aussprache nur in den (natürlich aus Bedeutungsgründen) hervortretenden Satzteilen stattfindet. In den unwichtigeren Satzteilen erfährt die Artikulation eine Lockerung, die zu starken Veränderungen führt: z.B. wird ein

intervokalisches *t* zu aspiriertem *th* oder gar zur Frikativa *þ* bzw. *ð* und weiter über *h* sogar zu Null. Was dabei beeindruckt, ist die Feststellung, daß diese synchronisch möglichen Veränderungen ja die gleichen sind, die wir in der Diachronie von jeher feststellten, sofern die Urkunden es uns erlaubten, oder analogisch annahmen, wenn uns nur die Extreme dieser Entwicklungskette bezeugt waren: etwa $t > þ/\ð$ oder gar $t > 0$.

Zu dieser ersten Beobachtung kam später eine weitere hinzu. Diese Phasen der Entwicklung liegen auch synchronisch in ganz anderer Weise vor: in der geographischen Verteilung nämlich. Man braucht nur eine Karte des AIS aufzuschlagen um zu sehen, daß die im Experiment bei einer und derselben Versuchsperson auftretenden Phasen, sich im Raum so verteilen, daß von einem Zentrum mit normaler Aussprache *-ato* ausgehend, in der zunächst nahen, dann fernerer Umgebung sich all die Entwicklungsphasen $-at^ho > -aþo > -aho, -ao$, schließlich einerseits $-ð$, andererseits $-d$ finden.

Um ein an sich zu stark schematisches Beispiel zu geben, das aber den Vorteil hat, Tatsachen zu verwerten, die jedem bekannt sind: wenn man die Entwicklung der latein. Velaren vor palatalen Vokalen (z.B. in *centum* oder *amici*) verfolgt, sieht man, daß die nächste Stufe die toskanische Affricata *č* (bzw. *j**) ist, dann kommt die norditalienischen (z.T. auch französischen) Fricativa *ʃ*, dann im Französischen die Dentale *s* und schließlich im Spanischen *þ*. Mit dieser Interdentalen erreichen wir die weiteste Entfernung von der ursprünglichen Artikulationsart. Will man diese Verteilung im Raum, die der physiologisch bedingten Verschiebung der Artikulation entspricht, wozu auch die Verteilung in der Zeit (da wir normalerweise ein *h* nicht gut direkt von *t* oder *d* ohne Zwischenstufen ableiten können) hinzukommt, für ein Spiel des Zufalls erklären? Gibt man aber eine kausale Verbindung zwischen diesen drei Reihen zu, so heißt es nun, diese Betrachtungsweise bei der Behandlung des Lautwandels anzuwenden. Jedenfalls wird jeder Versuch, die Ursachen dieses Wandels zu erklären, mit diesen Feststellungen rechnen müssen. Steht der Versuch mit ihnen nicht im Einklang, so wird er sich als verfehlt erweisen wie alle bisherigen.

Kehren wir nun zu unserem Ausgangspunkt zurück, den Experimentaluntersuchungen, die mich zu diesen Betrachtungen führ-

* *j* (mangels einer genaueren Type) hat hier den englischen Lautwert.

ten, so wird nun klar werden, daß die alte am meisten angenommene Theorie, der Lautwandel lasse sich im Grunde auf die Bequemlichkeit zurückführen, zwar nicht ganz falsch, aber völlig ungenügend ist. Sie hat für sich, daß die häufigste und frappanteste Folge des Lautwandels der Lautschwund ist, und die meisten sonstigen Veränderungen sich mehr oder weniger leicht als Abschwächungen auffassen lassen. Doch gibt es auch klar entgegengesetzte Fälle, z.B. die Diphthongierungen oder die Verschärfung (bzw. Dehnung) der Konsonanten. Also beide Vorgänge, Schwächung und Verstärkung, sind nachzuweisen. Höchstens bleibt es zu erklären, warum der erstere weitaus überwiegt. Auch darauf scheint mir die neue Betrachtungsweise eine Antwort zu geben.

Wollen wir, was ja der normale Fall ist, im Satze etwas hervorheben, so müssen wir alles Übrige artikulatorisch herabsetzen (sonst wären wir gezwungen, bei dem Teil, den wir hervorheben wollen, höchste Energie anzuwenden). Bei dieser artikulatorischen Herabsetzung oder Dämpfung erleiden aber die Laute offenbar normaler- und begreiflicherweise die Lockerung und Veränderung, von der wir sprachen. Mengenmäßig sind diese schwächeren Lautstrecken im Satze überwiegend, da wir ja normalerweise nur ein Element hervorheben wollen, z.B. in: *ich wollte, daß du mir das Buch bringst!* Also die energische (eventuell übertriebene) Artikulation ist seltener als die schwächere. Kein Wunder also, daß diese dazu neigt, vorherrschend zu werden.

Diese Energieverteilung rührt also nicht von der Bequemlichkeit her, sondern von dem Streben nach Wirksamkeit des Gesamtausdrucks, das ja auch auf semantischem Gebiet die grundlegende Triebkraft ist (also wieder ein Fall des meines Erachtens in der ganzen Sprachwelt dominierenden Parallelismus zwischen Lautung und Bedeutung). Man muß die längsten Strecken im Satze (also phonetisch: in der Artikulationskette) dämpfen, damit der uns wesentliche Teil desto besser und leichter hervortritt. Alles gleichmäßig stark und sorgfältig zu artikulieren, würde den Hauptzweck unserer Mitteilung vereiteln. Daß wir die wirklichen Verhältnisse gewöhnlich so verkennen, ist natürlich, wie so viel anderes, dem verhängnisvollen Einfluß des Schriftbildes zuzuschreiben, von dem wir uns so selten freimachen. Deshalb ist die Experimentalphonetik für den Sprachforscher von so wesentlicher Bedeutung, daß ich mir ohne sie wie ein herumtappende Blinder vorkäme.

Discussion

Horálek (Prag): Eine Bemerkung zur Frage der Unterschiede zwischen der junggrammatischen und strukturalistischen Auffassung der Sprachentwicklung.

Den junggrammatischen Standpunkt kann man als sprachwissenschaftlichen Kausalismus charakterisieren, die Strukturalisten (wenigstens die Prager Schule) streben zur Teleologie, nicht aber im Sinne der Theorie des Fortschrittes (wie z. B. bei *Jespersen*), sondern im Sinne der zweckmäßigen Anpassung. (Was damit gemeint ist, wurde an dem Beispiel der Schicksale der konsonantischen Weichheitskorrelation und der vokalischen Quantitätskorrelation im Altpolnischen und im Alttschechischen gezeigt.)

Hoffmann (Ibadan): Ich möchte Herrn *Meriggi* zugeben, daß die von ihm angeführten Gründe der Lautveränderung sicher eine Erklärung sind, glaube aber nicht, daß sie ausreicht, alle Erscheinungen zu erklären. Ich hätte gern von Herrn *Meriggi* gehört, wie er sich die Unterschiede in der Entwicklung z. B. zweier so nahe verwandter Sprachen wie des Litauischen und des Lettischen erklärt, die sich bei engstem räumlichem Zusammenhang doch so unterschiedlich entwickelt haben.

Bluhme (Amsterdam): Für den Lautwandel, den Herr *Meriggi* zeigte, spielen gewiß die Akzentverhältnisse im Wort eine entscheidende Rolle. Die Wirkung des Satzakkzents läßt sich im Deutschen an der phonologischen Quantität sehen: Unter dem Satzakkzent ergibt sich für das Verhältnis der langen zu den kurzen Vokalphonemen ein höherer Quotient als bei den wortbetonten Vokalen.